



Aus  
fremden Sungen.

Zeitschrift

für die

moderne Erzähllitteratur des Auslandes.

---

Neunter Jahrgang.

---

Zweiter Band.



Stuttgart und Leipzig.  
Deutsche Verlags-Anstalt.

1899.



# Fruchtbarkeit.

Roman in sechs Büchern

von

Emile Zola.

Aus dem Französischen überseht von Leopold Rosenzweig.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

I.

Mathieu erhob sich geräuschlos von seinem kleinen eisernen Klappbette an der Seite des großen Mahagonibettes, in welchem Marianne schlief. Er sah sie an und fand sie mit offenen Augen, lächelnd da liegen.

„Wie, du schläfst nicht mehr? Und ich habe mich nicht gerührt, aus Furcht, dich zu wecken! Weißt du, daß es nahe an neun Uhr ist?“

Es war in Paris, an einem Sonntag, um die Mitte des Januar. Marianne befand sich im achten Monate der Schwangerschaft. In Chantebled war in der ersten Dezemberhälfte abscheuliches Wetter eingetreten: eisige Regen, dann Schnee und grimmige Kälte, so daß Mathieu nach einigem Zögern das liebenswürdige Anerbieten der Beauchêne angenommen hatte, die ihm das alte bescheidene Häuschen in der Rue de la Fédération zur Verfügung stellten, welches der Gründer der Fabrik bewohnt hatte, ehe er das prächtige Wohnhaus am Quai erbaute. Vor kurzem war ein alter Werkmeister gestorben, dem das alte Häuschen, welches noch immer das einfache Mobiliar von damals enthielt, eingeräumt gewesen war. Und das junge Ehepaar hatte sich hier nun seit einem Monat eingerichtet, in der Erkenntnis, daß es ratsamer sein würde, die Entbindung in Paris abzuwarten und dann in den ersten schönen Apriltagen nach Chantebled zurückzukehren.

„Warte,“ sagte Mathieu, „ich werde heller machen.“

Er zog eine Gardine auf, und das halbdunkle Zimmer erhellte sich unter dem Schein der gelben Wintersonne.

„Ah, die Sonne, die Sonne! Ein herrlicher Tag! Und ein Sonntag! Heute nachmittag werde ich also endlich dich und die Kinder ein wenig spazieren führen können.“

Sie rief ihn zu sich, nahm seine Hände, als er sich zu ihr an den Bettrand setzte, und sagte heiter:

Aus fremden Zungen. 1899. II. 15.

„Seit zwanzig Minuten schlafe auch ich nicht, wollte mich nicht bewegen, um dich recht in den Sonntag hinein schlafen zu lassen. Sind wir nicht gut, alle zwei, daß wir mit offenen Augen unbeweglich daliegen, um den andern nicht zu stören?“

„O, ich war so glücklich in dem Gedanken, daß du dich ein wenig ausruhst! Am Sonntag habe ich jetzt nur eine Freude, hier mit dir beisammen zu sein, den ganzen Tag mit dir und den Kindern zu verbringen.“

Dann rief er, überrascht und selbstvorwurfsvoll

„Aber, ich habe dich ja noch gar nicht geküßt!“

Sie hatte sich ein wenig auf dem Ellbogen aufgerichtet, und er drückte sie mit kräftiger Umarmung an sich. Aber sie ließ einen leichten Schmerzenslaut hören.

„O, mein Schatz, gieb acht!“

Er erschöpfte sich in Ausdrücken zärtlicher Verzweiflung.

„Ich habe dir weh gethan, ich habe dir weh gethan! Was für ein Barbar bin ich, dich so rauh anzufassen! O, du mein geliebtes Weib, die mir heilig ist, die ich nur mit Liebesungen berühren möchte, deren Leiden auf mich zu nehmen ich so glücklich wäre! Ich möchte Feenhände haben, deren Berührung du nicht einmal fühlen solltest, die deine Schmerzen in Freuden verwandeln sollten. Und ich thu' dir weh!“

Sie mußte ihn trösten. „Aber nein, Märchen, du hast mir ja gar nicht weh gethan. Ich hatte nur Angst. Du siehst ja, ich lache.“

Er sah sie an, und sie schien ihm von blühender, unvergleichlicher Schönheit. In dem breiten Sonnenstrahl, der das Bett vergoldete, strahlte sie selbst von Gesundheit, Kraft und Hoffnung. Nie hatte ihr schweres braunes Haar so reich ihren Nacken umgeben, nie hatten ihre großen Augen mit mehr Fröhlichkeit und Tapferkeit gelächelt. Und mit ihrem Gesichte von gesunder, fester Regelmäßigkeit, voll Güte und Liebe, war sie die Fruchtbarkeit

Tragödien, aber nicht in den Worten, welche die Geschehnisse begleiten und interpretieren. Neben dem notwendigen Dialog läuft noch ein scheinbar unnötiger Dialog her; er bestimmt die Güte und Tragweite des Werkes.

\*

Die Thatsachen sind die Vagabunden, Spione oder Nachzügler der großen Gewalten, die man nicht sieht.

\*

Es giebt im Mittelpunkt unsers Wesens einen durchsichtigen Baum, an dem alle unsre Handlungen und Tugenden nur nachtreibende Blätter und Blüten sind.

\*

Im „Baumeister Solneß“ hat Ibsen irgend etwas zum Leben hinzugesügt, wodurch es uns trotz seiner äußeren Kindlichkeit so seltsam tief und beunruhigend erscheint. Er hat einigen Seelenkräften, die vordem nie frei gewesen waren, die Freiheit gegeben.

## Maurice Maeterlinck.

Von Fr. v. Oppeln-Bronikowski (Berlin.)

Jede neue Kraft im Lebensströme, die sich in anderer Richtung bewegt, als wir selbst, empfinden wir zunächst als etwas Feindliches, zu Beschwendes. Wir fühlen uns von ihr gleichsam geschulmeister. Alles an ihr zwingt uns zum Umlernen; es hat unsre Trägheit, unsre jeweilige Beschränktheit, unsre Selbstbewußtsein, vielleicht auch unsre Liebe und Verehrung gegen sich. Gerade das, worauf unsre Liebe, unser „metaphysisches Bedürfnis“ eingespielt und eingestellt war, die Sonne des Planeten, den Tempel des Gläubigen, will sie uns rücksichtslos und herzlos vernichten; gerade unsre Tugenden und liebsten Thorheiten, auf die wir nicht wenig stolz waren, will sie uns entwerten und verleiden. Dies ist das Verhängnis, das über jeder Neubekannthschaft, über jedem neuen Genius schwebt: er hat plötzlich alle Menschen gegen sich. Ich weiß noch wohl — und ich werde nicht der einzige sein, dem es so gegangen ist — wie ich Michisches „Zarathustra“ bei der ersten Lektüre in die Ecke warf. Er hatte mich angezogen, nun stieß er mich ab. Nachher nahm ich ihn zwar wieder auf, bog die Ecken wieder scharf und fing von neuem an, zu lesen, aber nur unter dem Schutze geheimer Widersetzung oder vernichtender Randbemerkungen, womit ich wohl auch nicht allein stehen werde. Indessen las ich mich, stark im Gefühle dieses instinktiven Widerspruchs, allmählich so weit in ihn hinein, bis der reaktive Effekt sich in Wohlgefallen auflöste und ich vorurteilsfrei an den Autor herantrat. Der Wille ist abgründlich klug; er schafft sich Schutzgefühle und Widerspruchsinstinkte, so lange bis er an eine neue, große, tiefe Sache schwindelfrei heranzutreten vermag.

Ähnlich ist es mir — und ich bin wohl auch hier nicht der einzige unter den Jüngeren gewesen, die

noch zu lernen und umzulernen vermögen — mit dem Belmländer Maurice Maeterlinck gegangen, dessen Essaybuch: „Le Trésor des Humbles“,\*) das jenseits des Rheines und des Narmelkanals immer neue Auflagen erlebte, meine Aufmerksamkeit zuerst auf den mystischen Philosophen und dann auf den symbolistischen Dramatiker lenkte. Ich spürte zunächst natürlich nur das Heraus, was mich abstieß: den meinem protestantischen Grundgefühl anstößigen Neu-Katholizismus der Empfindung, den Weihrauchdunst einer müden, weltflüchtigen Rasse, den mystischen Gang zum Ewig-Weiblichen, die schwächliche Mitleidslehre einer Krankenwärter-Religion, die in dem Satz „Vivre pour autrui“ gipfelt. Und bald darauf sah ich in dem merkwürdigen „masque symboliste“ des genialen Strichzeichners Balloton, aus dessen wenigen Linien die nebulose Verschwommenheit des mystischen Dichterphilosophen und der leicht asiatische Anflug seiner Gesichtsbildung mit packender Deutlichkeit hervortrat — die Bestätigung meines Empfindens. Er erschien mir nun erst recht wie eine letzte Verinnerlichung, Verjenseitigung und Verflüchtigung des christlichen Ideals, eine letzte, innigste Verchristlichung der Kunst und Philosophie. Und da er mich nicht jah, wie der „Antichrist“, aus meinem christlichen Gefühlsystem herausgenötigt hatte, legte ich den Sanftmütigen sanft beiseite. Und gewiß hat es mir mancher gleichgethan.

Aber da ging es mir, wie es dem Hochgebirgswanderer geht. Irgend einmal — ich dachte vielleicht an ganz gleichgültige und äußere Dinge — zerblies mir ein jäher Wind, von dessen Herkunft ich nichts wußte, das nebelhafte Nachbild, das ich unbewußt von dem mystischen Buche noch in mir trug: und urplötzlich tauchte mir hie und da eine Bergzacke hervor, ein Felsgrat zeichnete sich mit scharfen, dünnen Linien vom Nebelgrunde ab, und wie die Wolken hurtig bergauf rollten, klärte sich ein ganzer Gebirgsstock auf, wiewohl der Weg zu ihm noch vielfach verschleiert dalag und seine Gipfel unersteiglich schienen. Es waren einzelne Worte gewesen, die auf mich zuerst jene plastische Wirkung ausgeübt hatten, Worte, die sich unwillkürlich wieder in mir gemeldet hatten, und an die sich nun meine Gefühle ankrystallisierten, — seltsame Gefühle, denen ich sonst kaum Raum und jedenfalls keine Bedeutung gegeben hatte, die nun aber plötzlich Leben bekamen und jah, wie Eisnadeln in grierendem Wasser, mir zu Gedanken erharschten, bis die ganze Weltanschauung dieses mystischen Philosophen in meinem Kopfe nachgebildet lag. Denn wenn Maeterlinck als Dramatiker zu faszinieren vermag, wenn er uns jenes Gefühl der Lebensangst einredet, daß wir nur mehr bekommen zu atmen wagen, so versteht er als mystischer Philosoph, als welcher er uns in dem genannten „Schah der Armen“ entgegentritt — dem auch die Mehrzahl

\*) Als „Schah der Armen“ in meiner Uebersetzung bei C. Diederichs, Florenz und Leipzig erschienen.

der vorgedruckten Geistesblige entflammen —, uns an unserm eigensten Gefühl zu fassen, und mit zarten Fingern aus unsrer Brust herauszuheben, was unbewußt und unbeachtet längst darin schlummerte. Er hat Gefühlen und Gefühlskomplexen in uns zum Ausdruck verholfen, die vordem keinen Namen hatten. Er hat etwas allseits sichtbar gemacht, was uns jetzt, da es sichtbar ist, so natürlich deucht, wie der Einfall des Kolumbus; und wir wundern uns nur, daß es unsereinem nicht einfiel. . .

Maeterlinck ist für viele zur rechten Zeit gekommen, wie er selbst von seinem Lehrer Emerson sagt, der ihm den Sinn für die Schönheit und Tiefe, die auch der Alltag haben kann und gerade für unser Alltagsgeschlecht haben soll, erschlossen hat. „Die Zeiten des Heroismus sind vorüber,“ sagt er uns, „und die der Verneinung sind noch nicht wiedergekommen, folglich bleibt uns nur der Alltag. Jahre gehen vorüber, ohne Abenteuer, ohne Heldenthaten, ohne Tugenden. Der Alltag ist das Mark unsers Lebens.“ Diesen Alltag zu durchgeistigen, ihn mit Lebensgefühl und Lebensbewußtsein zu erfüllen und die Seele vor dem Untergange im breiten, gemeinen Strome des Lebens zu retten, hält er für seine fürnehmste Mission. „Der Mensch lechzt nach Erklärungen,“ sagt er sich. „Er freut sich, wenn man ihm den Sinn einer Gebärde auslegt, die er vor fünfundzwanzig Jahren gemacht hat.“ Und in der That, wenn er uns so von „Lodgeweihten“ spricht, die das „organische Anzeichen“ schon als Knaben in sich trugen, wie sie unter den Bäumen des Gartens abseits standen und mit merkwürdigem Lächeln den Spielen derer zusahen, „die da leben sollten“: wem fällt da nicht eine beständige Jugenderinnerung ein und erwacht nicht eine eigentümliche Neugier nach dem Mystiker? Oder wenn er uns warnt: „Von seinem Stern zu sprechen, ist gefährlich. Es ist sogar gefährlich, daran zu denken. Denn das ist zumeist ein Zeichen, daß er im Begriff ist, zu erlöschen“: wem packt da nicht die ungewisse und doch so beunruhigend deutliche Erinnerung an Lebensmomente, wo man vor einer Entscheidung stand, an die man alle Hoffnung und Furcht knüpfte und an deren Ausgang man aus einem feltjamen, warnenden Gefühl heraus, das einem vielleicht just die Hoffnung eingab, doch nicht zu denken wagte? Vielleicht wird man sagen, daß dies alles Subtilitäten sind, die bereits eine krankhafte Verfeinerung der Sinne voraussetzen oder doch zur Folge haben; und mancher wird für jetzt und inmer darauf verzichten, in diese „Gletschergebiete der Abstraktion und Liebe“ hinaufzudringen, wo man nicht nur „Jenseits von Gut und Böse“, sondern auch jenseits aller Gedanken und Wahrheiten des Thales steht. Aber dann wird man auch auf die ungeahnte Perspektive verzichten müssen, die sich dort den Blicken erschließt und den Betrachtenden weit über alles Menschliche hinaushebt. Wer sich die Berge lieber von unten ansieht, der muß auch dem Hange zum Jenseits entsagen, und wen es dort hinaufzieht, der muß

auch die Gefahren des Bergsteigens mit in Kauf nehmen. Die Zugänge werden ihn vielleicht fremd anmuten; er wird vielleicht lange verdrossen in umhüllenden Wolkenschichten aufwärtsklimmen und am liebsten wieder umkehren wollen. Wer aber aus Neugierde und Ausdauer diese Hindernisse überwindet, den zieht es dann unwiderstehlich zu den sich aufhellenden Spitzen, und sein heißes Bemühen lohnt ein ungeahnter Ausblick. „Vielleicht,“ sagt Maeterlinck, „ward unsrer Menschheit nie eine gleich gebietende Gelegenheit zu seelischer Befreiung geboten, und darum sollte man nichts versäumen, um diese drohende Gelegenheit zu ergreifen; denn sie ist von der Art der Träume, die ohne Wiederkehr entfliehen, wenn man sie nicht auf der Stelle bannt.“

## Alexander Petöfi.

Eine Charakterstudie.

Zum 31. Juli 1899, dem 50. Jahrestage seines Todes.

Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit Alexander Petöfi auf dem blutigen Schlachtfeld zu Schäßburg spurlos verschwand, sein ehernes Standbild ragt seit Decennien an den Ufern jenes Donaustromes empor, den er so herrlich besungen; doch nichts vermag aus dem Herzen seines Volkes den tiefgeheimen Glauben zu tilgen, daß sein Dichter nicht gestorben, daß er meteorgleich, wie er aufgesteigt und erloschen, wiederkehren müsse, zur Heimat, die sehnend der Stunde harret, die ihn wieder bringt.

Seit jenem verhängnisvollen Tage, da Ungarns Tyrtaus für immer geschieden, sind Jahr um Jahr die Vesten der Nation dahingegangen, von wo es keine Wiederkehr giebt; sie wurden begraben und beweint und — vergessen. Petöfi aber lebt mit und in seinem Volke fort, ewig gegenwärtig, ewig unsterblich, ewig unvergessen. Woher dieser eigne Märchenzauber, der seine Lichtgestalt, über den Urgezeiten des Lebens und des Todes stehend, seinem Volke im Glorienschein ewig lebendiger Fortdauer zeigt? Petöfi war als Mensch und als Dichter die Inkarnation der ungarischen Volksseele; sein Genius war der Genius der ganzen Nation; sein Charakter, sein Denken und Fühlen war eins mit dem des ganzen Ungarvolkes; er war der tönende Mund, durch welchen sein Volk gesprochen, er war die klingende Meozharfe, die von jedem Atemzug seiner Nation erzitterte; jedes Weh und jede Freude, die sein Volk bewegt, trauert und jubelt, weint und lacht noch heute wie vor einem halben Jahrhundert im Klang der Lieder, die von seiner sangesreichen Lippe geflossen. Seine Lieder waren echte Perlen, denn er hat sie nicht gedichtet, er hat in Wahrheit gefühlt und gedacht, was er gesungen; und wer Petöfi, den Dichter kennt, kennt Petöfi, den Menschen. Was er in seinen Poesien versprochen, hat er im Leben mit Thaten gehalten; seine Leier ist mit seiner Persönlichkeit so unzertrennlich verwoben, wie die Sonne